Meister und den andern gerne dem Sepp zu, der, während er aus einem harten Stück Ahorn eine Geuse schnitzte, von den halsbrecherischen Abenteuern erzählte, die er auf den Jagden nach dem klugen Tiere in seinem langen Jägerleben bestanden hatte. Als endlich bei einbrechender Nacht die Sorge um die bärtigen Kühe, wie Sepp seine Ziegen nannte, zur Heimkehr mahnte, meinte jeder, heute sei wieder einmal der kürzeste Tag gewesen. Jedenfalls waren alle mit sich selbst einverstanden, daß es ein kurzweiliger und vergnügter Tag war, wenn nicht etwa bei dem alten Mädi, das seit dem Tode der Meisterin das weibliche Regiment im Hause führte, einige Skrupel darüber obwalteten. Wenigstens sagte es beim Schlafengehen: „Mich nähm's nicht wunder, wenn der Meister das Aenneli, die junge Gemse, noch heiraten täte — der alte Narr, so tut er."

„Ach," kicherte Gritli, „ich glaube, mit der Narrheit des Alten wär's nicht so weit her, wenn er dich nähme."

„Du bist ein unverständiges, dummes Ding," brummte Mädi, das gleichwohl nicht unterlassen konnte, sein Lämpchen etwas näher gegen den kleinen Spiegel zu halten, der in halbfingerbreitem Papprähmchen neben dem Bette hing.

„Nu, nu," besänftigte das gutmütige Gritli, „so ganz dumm bin ich doch nicht und weiß so gut als du, daß der Meister aus Aenneli und Christen ein Paar machen möchte. Eine brave und freundliche Meisterin gibt's gewiß."

„Der Christen — ja der Christen," erwiderte Mädi bedächtig, „da glaub' ich immer weniger, daß es etwas daraus gibt. Der wird drunten in der Stadt ein halber Herr und bringt uns am Ende auch so ein städtisches Kutt auf den Hals, das nicht einmal weiß, ob die Sitze Schwänze haben. — Meinetwegen."

Gritli konnte dem aufgeworfenen Zweifel seiner ältern Schlafgenossin nicht ganz widersprechen, und statt des Nachtgebetes wurde die schon hundertmal wiederholte Tatsache noch einmal festgestellt, daß Christen, des Meisters einziger Sohn, bei seiner letzten Anwesenheit auf der Hinteralm ein gar herrschseliges Wesen gezeigt habe. —

Gritli war über diesem Verweilen kaum eingeschlafen, als es durch ein dumpfes Stöhnen, das aus der Tiefe zu kommen schien, wieder aufgeweckt wurde. Das Mädchen horchte einen Augenblick, um sich dann angstvoll unter der Decke zu verbergen, ohne den Mut zu haben, seine bereits festschlafende Genossin aufzuwecken. Das klang ja gerade so schaurig, wie der bange Mahnruf des Haari*) das den einsamen Gebirgswanderer vor verschüttenden Schneestürmen und hereinbrechenden Gewittern warnt. Sepp hatte den Nachmittag wieder einmal von dem geheimnisvollen Geiste erzählt, der in den verborgenen Schluchten wohnt, wohin sich nie ein Menschenohr unbemerkt lassen darf. Das war es hinwieder auch, was das Mädchen immer wieder von neuem zum Horchen zwang. Das Stöhnen klang bald tiefer, bald vernehmlicher durch die nächtliche Stille, und endlich schien es nur noch ein halberstickter Hilferuf zu sein. Horch — jetzt war's, als ob der Name Mädi mit lallender Zunge gerufen worden wäre, — noch einmal — und jetzt ertönte ganz deutlich, wie mit erneuter Anstrengung, der Ruf Gritli. Das Mädchen warf die Decke zurück und sprang, seine Schlafkameradin weckend, aus dem Bette; der Ruf war aus der Stube des Meisters gekommen.

Die Mägde zogen eilfertig ihre Kleider an und eilten mit dem Lämpchen die kleine Treppe hinunter. Da lag der Meister mit totbleichem, entstelltem Gesichte auf seinem Bette, über das die Arme wie gelähmt herabhingen, während aus dem Munde nur dann und wann ein unverständliches, dumpfes Stöhnen drang.

Das Geschrei der entsetzten Mägde hatte die Knechte schnell geweckt und alsbald war einer von ihnen die Schneebahn zu Sepp hinübergeeilt, der in allerlei solchen Nottällen Rat wußte und selbst in seinen Leben noch nie einen Arzt gebraucht hatte. Als der aber nach kurzer Zeit hereintrat und den nun stiller gewordenen Kranken ängstlich beschaut hatte, sagte er bedenklich: „Da kann ich nicht helfen, es muß sogleich ein Doktor herbei. Wer von euch wagt es, für den Meister nach dem Tal hinabzugehen?" — Die Knechte schauten sich verlegen an, und es schien keiner Lust zu haben, das lebensgefährliche Wagestück auszuführen. Nacht war es, der Schnee lag nahe mannstief und drunten am Felsensteige konnte ein einziger Fehltritt dem plötzlichen Tode rufen. Sepp betrachtete die Burschen einen Augenblick, dann sagte er wie für sich: „Es ist auch besser so. Ihr geht nur gleich mit Schaufeln hinter mir drein und schafft bis neben den Felsen hinab eine notdürftige Bahn, damit der Doktor herauf kann. Du, Kleine," fügte er, sich an Aenneli wendend, hinzu, „das stillweinend zu Häupten des Kranken stand. „Bleibst da, bis ich wiederkomme."

Unter diesen Worten hatte der Gemsjäger sein Wams fester zugeknüpft und schritt nun rasch in die wolkendunkle Nacht hinaus.

Halb beschämt und doch innerlich froh, daß ein anderer den halsbrecherischen Gang unternommen, machten sich die Knechte an die befohlene Arbeit. Die Mägde saßen mit Aenneli drinnen am Bett des Kranken und horchten mit Schrecken und Mitleid auf das dumpfe Stöhnen, das manchmal durch die Brust des Bewußtlosen zog. Das war eine bange Nacht, die dem frohen Tage gefolgt, und es wurde dem Morgenlichte mancher Seufzer entgegengeschickt, bevor es hinter den fernen Schneehörnern emporstieg. Kaum war dasselbe indessen mit voller Klarheit angebrochen, als den Knechten, die noch immer rüstig den tief im Schnee versunkenen Tritt des verwegenen Nachtgängers nachschaufelten, von Tale herauf auch schon der Doktor entgegengeschritten kam. Es war ein junger, kräftiger Mann, der die Mühseligkeiten seines Berufes in diesen Hochgegenden zu ertragen wußte; aber mit den Knechten bewunderte er nun die Sicherheit, mit welcher der Gemsjäger am Felsen hinabgeschritten war, wo ihn kein Strauch, kein hervorragendes Gestein die schmale Bahn zwischen Tod und Leben angedeutet hatte. „Das heiß ich einen Freund und treues Zusammenhalten in der Not," sagte der Arzt, mit Verwunderung und Grauen von dem nun ausgeschaufelten Wege in die schreckliche Tiefe schauend; „solche Früchte wachsen nicht in jedem Herrengarten."

*) Nach dem Volksglauben ein Berggeist.

„Aber wo ist denn der Sepp geblieben?" fragte einer der Knechte, der den Nachbar immer noch nicht nachkommen sah.

„Er ist nach dem Städtchen hinab," bedeutete der Arzt, „er will den Christen holen; wie er gesagt hat, wirds wohl nötig sein."

Gegen Mittag kam auch Sepp mit Christen auf der Hinteralm angelangt. Der Arzt war schon wieder fortgegangen, ohne den Bekümmerten eine Tröstung zurückgelassen zu haben. Er hatte versucht, dem Kranken eine Ader zu schlagen; aber das Blut war nur tropfenweise geflossen und das Bewußtsein trotz aller verordneten und angewendeten Mittel noch immer nicht zurückgekehrt. Der Sohn warf sich mit aufrichtigem Kindesschmerze auf das Leidensbett, er klagte sich selbst an, daß er so lange nicht mehr nach seinem alten Vater gesehen, und rief diesem die zärtlichsten Worte bekümmerter Liebe zu. Und in der Tat, es war, als ob die Stimme des Kindes durch den tödlichen Schlaf bis an das Vaterherz gedrungen wäre. Der Kranke schlug die Augen auf und schaute mit verwirrten, unstäten Blicken um sich wie ein Erwachender, der sich an fremden Orten befindet und sich erst wieder erinnern muß, wie er dahin gekommen. Allmählich jedoch wurde das Auge ruhiger, und als Christen rief: „Vater mein armer Vater, kennst du mich nicht mehr?" glitt ein leiser Schimmer über die bleichen Züge wie ein Wiedersehen innerer Zufriedenheit; die farblosen Lippen bewegten sich, aber statt herzlicher Wiedersehensworte drang nur ein unverständliches Lallen über dieselben hervor, das die Umstehenden mit neuem Bangen und Mitleid erfüllte.

Eine Weile schien der Kranke mit sich selbst zu Rate zu gehen und neue Kräfte zu sammeln. Dann nestelte er seine Rechte langsam von der Decke los und bemühte sich, sie seinem Sohne entgegenzustrecken. Dieser ergriff die zitternde Vaterhand, über die schon die Kälte des Todes gegangen zu sein schien, und drückte sein tränenbenetztes Gesicht auf dieselbe; aber der Kranke machte eine abwehrende Bewegung und deutete mit den Augen und leiser Kopfneigung nach Aenneli hin, das fortwährend mit stillem Weinen am Bette stand. „Was soll ich, Vetter?" fragte das Mädchen, sich niederbeugend, mit wehmütiger Stimme, „was soll dein Gottchen tun?"

Um den Mund des Kranken ging ein seltsam heiteres Lächeln, als die beiden jugendlichen Gesichter sich so nah vereint auf ihn herabneigten; er schien die Hand mit Anstrengung auf Sepp ausstrecken zu wollen, aber sie sank kraftlos auf das Bett herab, und die Augen begannen mit brechendem Flimmern zuzufallen.

Güldene Brockensammlung.

Da sitze ich an meinem Tisch — Die Feder in der Hand — Notier', was gestern abend mir — Von Neuß ward zugesandt — Wie schön hat die Salesia — In seinem Ordnungssinn — Die Bröckchen alle eingepackt — Im Schächtelchen da drin — Ich lud mir nun den Goldschmied ein — Daß er den Wert' abschätz' — Und zähl' die goldnen Fischlein, die — Gegangen in das Netz — Und wie von Gold- und Silberstück'n — Sich hoch des Häuflein hebt — Da dacht ich gleich: nein, so etwas — Hast du noch nicht erlebt — Erst ein-, dann zwei-, dann vier-, zuletzt — Fünftausend Marken steh'n — Da auf dem Tisch, und uns vor Freud' — Die Augen übergeh'n — Nun sind die fünfzigtausend voll — Neuß! hurra! lebe hoch! — Und all die lieben Dörflein mit — Die bei der Sammlung noch — So Büttgen, Kaarst und Grimlinghausen — Und Uedesheim am Rhein — Und Heerdt und Gohr und Hackenbroich — Die soll'n gepriesen sein — Und Holzheim, Norf und Neuenheim — Auch Weißenberg und Glehn — Die soll'n mit Netteshein und Worst — Gerühmt im Blättchen stehn — Doch sind der Namen gar sehr viel — Sie schwirren mir im Kopf — Drum werf' ich, was noch übrig ist — Voll Dank in einen Topf — Und preise übers Bohnenlied — Der Geber große Schar — Die sind der Brockensammlung gut — Gewesen in dem Jahr — So freut euch, die ihr solches Werk — In einem Jahr vollbracht — Nicht wahr, an solches Resultat — Habt ihr doch nicht gedacht! — Da setzt, wenn man die Stücklein sammelt — Fällt zwölf der Körbe man — Soll das nicht eine Freude sein — Daß Neuß das heut' noch kann?!

Kloster Marienberg, Neuß.

Ungenannt aus Neuß 8,50 Mark in Silber.
Von Neuß 1 Fünfmarkstück in Silber und ein goldenes Kreuzchen.
Ungenannt von Neuß 5 Mark.
Von 3 früheren Schülerinnen des Lyzeums Marienberg 55 Mark.
Von Neuß 50 Pfennig in Silber.
Ungenannt von Kapellen 1 Frank in Silber, 1 Ring und 1 Kreuzchen.
Ungenannt aus Neuß 3,50 Mark in Silber.
Ungenannt 1 goldene Damenuhrkette.
Ungenannt 1,50 Mark in Silber und 1 Manschettenknopf.
Von Bevelinghoven 3 Mark in Silber, 1 Brosche und 2 Bröckchen.
Ungenannt 1 goldener Ring, 1 Manschettenknopf, 2 Silbermünzen und 1 Denkmünze.

Von Kapellen 25 Mark für ein Heidenkind Wilhelm.
Von Nievenheim 21 Mark für ein Heidenkind Antonius.

Annahmestelle in Süchteln:

Ehrw. Schwestern im Krankenhaus und Irmgardis-Stift.

Annahmestelle in Viersen:

Ehrw. Schwestern im Waisenhaus zu Viersen.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.
Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Cöln.

Nr. 24. Sonntag, 13. Juni. 1920

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 13. Juni: Anton.
Montag, den 14. Juni: Basilius.
Dienstag, den 15. Juni: Vitus.
Mittwoch, den 16. Juni: Benno.
Donnerstag, den 17. Juni: Adolf.
Freitag, den 18. Juni: Marcellus.
Samstag, den 19. Juni: Juliana.

Sonntagslesung.

Eine Nichte ist ihrem Oheim unangenehm geworden. Da sie aber seiner bedarf, so versucht es ein Freund, sie zu einem zuvorkommenden Schritte zu vermögen. Darüber entsteht folgendes Gespräch:

Freund: Lassen Sie sich herbei und geben Sie eine annähernde Erklärung.

Sie: Was habe ich verbrochen? Ich habe nichts Unrechtes getan.

Freund: Nehmen wir's als Mißverständnis! Ein schlichtes Entgegenkommen bringt niemand Unehre.

Sie: Von wem rührt das Mißverständnis? Von mir nicht. Ich soll mich eben demütigen.

Freund: Und selbst wenn Sie sich herbeilassen, was ist es denn Unwürdiges? Er ist nun einmal das Haupt der Familie, und Sie bedürfen seiner. Sie können nicht erwarten, daß er den ersten Schritt tue.

Sie: Er kann es von mir auch nicht erwarten. Ich krieche nicht vor ihm.

Freund: Wer redet vom Kriechen? Es gibt eine Art, sich zu verständigen, die würdig ist und doch sich herbeiläßt.

Sie: Ich habe im Leben viel durchgemacht. Was mich aufrecht erhielt, war, daß ich mich nie selbst wegwarf. Noch bin ich nicht so weit.

Freund: Aber Sie sollen sich ja nicht selbst wegwerfen. Sagen Sie ihm nur offen, wodurch Sie ihn beleidigt haben mögen, und daß es ihnen leid tue. Immerhin mögen Sie beifügen, wodurch Sie sich Ihrerseits verletzt gefühlt.

Sie: Ich habe ihn nicht beleidigt. Ich war im Rechte, als ich tat, was ich getan.

Freund: Aber denken Sie sich in seine Lage. Sie werden zugeben, daß er sich verletzt fühlen konnte.

Sie: Ei, er denkt sich auch nicht in meine Lage. Ich habe schon viele Rücksicht auf ihn genommen; er nicht auf mich.

Freund: Aber unangenehm mußte ihm die Sache doch sein.

Sie: Sein Benehmen war mir auch nicht angenehm.

Freund: Wollen Sie denn durchaus auf Ihrem Sinn beharren?

Sie: Ich habe keinen Eigensinn; aber ich krieche nicht. Bei andern Leuten nimmt er es nicht so genau. Warum nur bei mir? Ich habe schon lang bemerkt, daß er meiner nur los sein möchte.

Freund: Einbildung! Geben Sie ihm ein begütigendes Wort, und Sie werden sehen, daß er gut gegen Sie gesinnt ist.

Sie: Ich ein begütigendes Wort? — Ach, wie reut mich's, daß ich mir schon so viel habe gefallen lassen. Das ist der Dank für so viele Aufopferungen.

Bemerkung: Von Aufopferungen ist nichts bekannt, auch nicht von vernachlässigter Behandlung. Aber Hochmut ist unbeugsam, und ob er auch das Nichtigste beibringe und vom Zweiten auf das Dritte und Zehnte abspringe: so hat er dennoch recht und behält recht.

Exerzitienbetrachtungen.

XX.

Von der Hölle.

Man könnte noch gegen den Glaubenssatz, daß es eine Hölle gibt, einwenden und sagen: Gott solle dem Sünder nach dem Tode noch Zeit lassen, sich zu bekehren und sich vorzubereiten auf den Eintritt in den Himmel?

Aber wir wissen doch: zur Bekehrung gehören zwei Dinge: die Gnade und der freie Wille, der die Gnade ergreifen und mit ihr mitwirken muß. Nun ist aber für die Austeilung der Gnade eine Frist gegeben, die Erdenzeit, ist sie vorüber, so wird eben nach der göttlichen Weltordnung nicht eine neue Frist, noch Gnade zu erlangen, gewährt.

Und ist denn Gott für den Sünder hier auf Erden nicht langmütig gewesen? Wer von den Verworfenen könnte sagen: Mir hat es an Gnaden gefehlt? Er wird viemehr gestehen müssen: hätte ich nur einen kleinen Teil derselben benutzt, der Himmel wäre mir nicht verloren gegangen. Es steht ja wohl in Gottes Freiheit, dem einen Mensch mehr Gnade zu geben als dem andern, aber er gibt jedem genügende Gnade, sein Heil zu erlangen.

Ueberdies verlangt ja seine Gerechtigkeit, daß er, wo weniger Gnaden, auch äußere Gnaden, wie sie meinetwegen in der Zugehörigkeit zur hl. Kirche, in der guten Erziehung, im guten Beispiel, in den Lebensverhältnissen vorliegen, dem Menschen zuteil wurden, Gott auch geringere Anforderungen an die sittliche Kraft des Menschen stellt und mit geringeren Tugendleistungen zufrieden ist.

Unverschuldete Unwissenheit und Willenshemmnisse für das Gute werden von Gott viel besser erkannt und vielmehr bei seinem Urteil berücksichtigt, als die Menschen in ihrer Kurzsichtigkeit es vermögen und wegen Mangel an tieferem Verstehen es tun.

Wir kurzsichtigen Menschen legen oft genug nur schablonenhaft, wie im Beichtspiegel die Reihe der Sünden aufgeführt werden, den Maßstab des Gesetzes an. Gott aber sieht bei der Beurteilung der sittlichen Verantwortung auf die Persönlichkeit, auf deren religiöse Kenntnisse, Beruf, Lebensverhältnisse, Versuchungen, Kämpfe, Charakteranlagen, Nerven, Gemütszustände, krankhafte Vererbungen etc. Den Priester und Ordensmann beurteilt er ohne Ausnahme strenger, wie den Weltmenschen, den Schlemmer und reichen Verschwender ganz anders, wie den Armen, der in seiner Not ihn vergessen hat.

Ferner, wenn wir uns gegen den Glauben an eine ewige Strafe sträuben wollten, wie wollten wir dann Verständnis gewinnen für die Menschwerdung und Erlösung, für die Stiftung der hl. Kirche, für das fortwährende Apostolat, mit dem sie sich der Bekehrung der Heiden widmet.

Ich kann verstehen, daß der Sohn Gottes Mensch wird und all die Leiden und den Tod am Kreuze auf sich nimmt, weil es sich um die Rettung der Menschen von der ewigen Verdammnis handelt.

Ich verstehe, daß er eine Kirche gegründet, die uns belehren soll, durch die hl. Sakramente, uns so wie an der Mutter Hand führen soll von der Wiege bis zum Grabe und über das Grab hinaus bis zum Himmel.

Ich verstehe den hohen Preis und Lohn, der sich an den Glauben, die Wurzel des Heiles und an die Liebe knüpft, die allein die Befähigung zur Aufnahme in den Himmel gibt.

Ich verstehe, daß die Apostel mit nimmermüden Schritten die Welt durchwanderten, Seelen dem Bösen zu entreißen und für Gott zu gewinnen, die hl. Martyrer, die ihr Blut vergossen, um der ewigen Freude teilhaftig zu werden.

Stelle man sich vor, es gäbe zuletzt eine allgemeine Amnestie, die auch die Verworfenen einschließen würde, wozu denn das ganze Leiden Christi, seine Todesangst und sein Opfer am Kreuze, wozu die Kirche, das Apostolat, wozu die Missionen, in denen die Missionare alle Strapazen, Hunger und Durst, und vielfach selbst den Martertod erdulden! Wozu alles das, wenn es eigentlich nichts zu retten gäbe, da doch schon von selbst alle in allgemeiner Schuldnachlassung gerettet würden!

Man wendet ein: Ein einzelner Sündenakt, in ein paar Augenblicken geschehen, soll ewige Strafe nach sich ziehen. Aber ist nicht auch ein Mord in wenigen Augenblicken, ein Diebstahl in kurzer Zeit vollführt? Und werden sie nicht mit langjährigem, ja oft lebenslänglichem Gefängnis bestraft? Und doch, ob wohl diejenigen, die in der Hölle weilen, nur eine einzige schwere Sündentat auf ihrem Gewissen haben? Ich lese es nicht gern, wenn in sogenannten frommen Büchern sich Erzählungen befinden, wo jemand sein ganzes Leben lang sich der Tugend befleißigt habe, aber eben vor seinem Tode eine einzig schwere Sünde begangen und nun in die Hölle gekommen sei. Das sind meist willkürliche Konstruktionen, die auf eine mangelnde Seelenkenntnis zurückzuführen sind.

Ist es nicht oft ein Sündenleben von zehn, zwanzig, dreißig Jahren, fortgesetzt bis zum Tode ohne Reue, ohne Bekehrung? Diese Beharrlichkeit im Sündigen, die ist ja eigentlich der Grund, warum auch die Richtung auf das Verbotene im Tode sich zur Verstocktheit und damit vollständiger Unbußfertigkeit verhärten und so eine Bekehrung ausschließen kann.

Diese auf das Böse gerichtete Willensrichtung kann so mit der Seele verwachsen, daß sie auch mit der Seele in die Ewigkeit übergeht und ihre ewige Strafe erheischt. In solchem Falle verlangt es die Gerechtigkeit Gottes, daß der, der nie mit seinem Willen von der Sünde sich losmachen will, auch nicht ohne immerwährende Strafe bleibt. Die Reue ist überall die erste Bedingung der Verzeihung.

Etwas vom Völkerbund.

Man spricht und liest heute so oft vom Völkerbund. Was will er eigentlich? Er will alle Völker der Erde nach und nach zu einem Weltbund zusammenschließen, eine Weltgemeinschaft, eine Verbrüderung der Völker schaffen, in der alle Völker gleiche Rechte und gleiche Pflichten haben. Man tut nun so, als wenn der Gedanke etwas ganz neues, auch ein Produkt der modernen Menschheitskultur wäre. Das ist er aber gar nicht. Das Christentum hat schon seit zweitausend Jahren die Idee des Völkerbundes in die Welt eingeführt, und sie gehütet und gepflegt bis auf den heutigen Tag.

Ebenso wenig, wie der Sozialismus von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sprechen könnte, wenn das Christentum diese Ideen nicht in die Welt gebracht hätte, ebensowenig könnte auch unsere moderne Zeit von einem Völkerbund reden, wenn nicht das Christentum ihr dazu den Weg gezeigt und bereitet hätte.

Die Welt vor Christus, das alte Heidentum huldigte nämlich dem Nationalitätenprinzip. Jedes Volk war in sich abgeschlossen, hatte seine eigenen Götter und seine eigenen Stammesheiden. Gerade das in der Kultur am höchsten stehende Griechenvolk war so einseitig national, daß die Griechen alle Nichtgriechen Barbaren, d. h. Stammler, Stotterer, geistig minderwertige Menschen nannten.

Ja, der nationale Unterschied beschränkte sich nicht auf das Diesseits, sondern reichte sogar bis in das Jenseits hinüber, so daß es einen Richter Rhadamanths für die Toten aus Asien, einen Richter Aeakus für die aus Europa gab, und ein dritter Weltenrichter Minos in zweifelhaften Fällen entschied.

So ging im Heidentum ein Riß durch die Völker. Wer jenseits der Grenze eines Landes wohnte, galt als Feind, Schlagbäume waren aufgerichtet zwischen Volk und Volk, Nation und Nation, es gab nur Völkerliteratur und Völkergeschichte, eine Weltliteratur und Weltgeschichte war gar nicht möglich.

Der große Gedanke, daß die Völker einen gemeinsamen Stammvater und einen gemeinsamen Schöpfer im Himmel hatten, war der Menschheit verloren gegangen. Den hat der hl. Paulus erst den Heiden wieder vermittelt, wenn er im Römerbrief schreibt: „Es ist kein Unterschied zwischen Juden und Griechen, denn es ist der gleiche Herr aller," und wenn er den Athenern auf dem Markte verkündete: „Wir alle stammen aus einem Blute." Das Christentum verkündete allen den einen Gott, zu dem Christus die Völker beten lehrt, als ihren gemeinsamen Vater: „Vater unser, der du bist in den Himmeln."

Wie aber alle zu Gott im Himmel als zu ihrem gemeinsamen Vater aufblicken sollen, so sollen sie hier auf Erden sich zusammenfinden in dem von seinem Sohne gestifteten Gottesreiche, der hl. Kirche. Der gemeinsame Vater im Himmel und der gemeinsame Stammvater auf Erden, und der eine Erlöser, der für Alle gestorben, die das Christentum lehrt, machen aus den Menschen eine große Familie, aus den einzelnen Völkern einen Völkerbund.

Auch das Friedensideal des Völkerbundes ist nichts Neues, sondern so alt wie das Christentum. Auf Bethlehems Fluren erklang schon das „Friede auf Erden" und der göttliche Heiland sagt ausdrücklich: „Selig die Friedfertigen." Er ist selbst der Friedensfürst und hat als solcher im Tabernakel sein Zelt aufgeschlagen unter den Menschen.

Aber der göttliche Heiland baut den äußeren Frieden auf den inneren auf, d. h. auf die Loslösung der Menschen von Sünde und Leidenschaft. Aber sind nicht diejenigen, die von Völkerfrieden und Völkerbund reden, nicht vielfach ehrgeizige, neidische, den andern nichts gönnende, nur für ihre eigenen Interessen besorgte Staatsmänner und Diplomaten, Strohmänner des Friedens, die zwar rufen: Friede, Friede, und es ist doch kein Friede. So schön singt der Dichter Gottfried Keller:

Es wandelt eine schöne Sage
Wie Veilchenduft auf Erden um,
Wie sehnend eine Liebesklage
Geht sie bei Tag und Nacht herum.
Das ist das Lied vom Völkerfrieden.
Und von der Menschheit letztem Glück
Von gold'ner Zeit, die einst hinieden,
Der Traum als Wahrheit kehrt zurück,
Wo einig alle Völker beten
Zum einen König, Gott und Hirt,
Von jenem Tag, wo den Propheten
Ihr heilig Recht gesprochen wird.

Das Lied vom Völkerfrieden und von der Menschheit letztem Glück ist schon gesungen. Es steht im elften Kapitel des Propheten Isaias und lautet: „Ein Reis wird sprossen aus der Wurzel Jesse und eine Blume wird hervorsprießen aus seiner Wurzel. Und der Geist des Herrn wird auf ihm ruhen, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Wissenschaft und der Frömmigkeit, und der Geist der Furcht des Herrn wird ihn erfüllen. Er wird nicht nach dem Augenscheine richten, noch nach Hörensagen strafen, sondern mit Gerechtigkeit wird er richten die Armen. Gerechtigkeit wird der Gürtel seiner Lenden sein. Dann wohnt der Wolf beim Lamm und der Panther nimmt sein Lager neben dem Böcklein. Kalb, Löwe und Schaf weiden beisammen, und ein kleiner Knabe hütet sie. Der Säugling spielt sorglos über dem Loche der Schlange und in die Höhle des Drachen steckt das Kind seine Hand."

Schöner und volltönender hat kein Dichter, kein Pazifist das „Lied vom Völkerfrieden" gesungen. Christus der Erlöser wollte der Menschheit diesen Frieden bringen und er allein konnte es, indem er die Menschen erlöste zur Freiheit der Kinder Gottes.

Also, wie gesagt, auch das Friedensideal, an dessen Verwirklichung der Völkerbund arbeiten will, ist nichts Neues, sondern etwas dem Christentum Abgelauschtes.

Die katholische Kirche hält dieses Ideal den Völkern schon bald 2000 Jahre vor und ist unablässig bemüht, es zu verwirklichen. Papst und Bischöfe rufen täglich vom Altare den Völkern zu: „Pax vobis, der Friede sei mit euch", und die Priester beten bei der hl. Messe auf dem ganzen Erdenrund: „Gib Frieden in unseren Tagen" und jedesmal unmittelbar vor der hl. Kommunion: „Dona nobis pacem, schenke uns den Frieden".

Kehren die Völker nicht zu Christus und seiner Lehre zurück, wird nie ein eigentlicher Völkerbund zustande kommen. Ohne Entsagung, ohne Selbstverzicht und Selbstverleugnung gibts keinen Völkerbund, und die Tugenden hat uns allein der göttliche Heiland gelehrt.

St. Quirinus an die Schornsteine.

Als man letzten Freitag das Sonntagsblatt — Getragen in Neuß durch die Straßen der Stadt — Da hört man auf einmal ein fürchterlich Sausen — Ums Münster, als wie des Pfingstfestes Brausen — Und St. Quirin auf dem Kuppelbild — Der schlug gar mächtig an seinem Schild — Und macht mit dem Sperr eine drohende Geste — Und spricht: was ist das mit dem Preste — Den die Schornsteinzunft gegen jeden Verstand — Im Sonntagsblättchen macht heute bekannt — Weil ganz außer acht die Kamine geblieben — Als das Blättchen das Neußer Panorama» beschrieben? — „Ach," sagt Quirin, „könnt' ich nur hinunter — Ich machte die elenden Kerle schon munter — Und wie einst in alten Römertagen — Tät gründlich ich ihnen mal die Wahrheit sagen — Wie, ihr plumpen Röhren von Ziegelstein — Im Panorama wollt ihr gepriesen sein? — Ihr fünfzehn bis zwanzig schmutzige Schloten — Längst solltet ihr sein polizeilich verboten — Die den Rauch in langen schwarzgrauen Fahnen — Durch die Luft ziehen lassen die schmutzigen Bahnen — Ihr garstigen Kamine, daß das Mäuschen euch beiß' — Ihr wollt ein Schmuck sein fürs liebliche Neuß? — Ihr plumpen Dinger, ohn' jedweden Stil — Nichts mehr, als ein steinerner Besenstiel — Und dabei wollt ihr,

wenn wir's erlaubten — Auch noch gar hochmütigen Sinnes» behaupten — Ihr hättet, das würd' viel zu wenig bedacht — Die Intelligenz erst nach Neuß gebracht — Eine Meinung, die total falsch ist und verkehrt — Denn eh' ihr Schornsteine Neuß habt beehrt — Mit eurem unseinen, groben Besuch — Ein Blatt hier bei uns schon den Namen trug — „Neußer Handels» und Intelligenzblatt — Gedruckt bei Schwann für die ganze Stadt" — Doch mit der Schornsteine Ruß und Rauch — Da ist von dem Kopfe des Blattes auch — Die Intelligenz bis aufs Restchen verschwunden — Wird nirgends seither in Neuß mehr gefunden — Dann rühmt ihr Schornsteine die Hochindustrie — Doch mancher Mann meint, hätte Neuß sie nie — Gesch'n, braucht's nicht zu erleben — Daß heute man will auf die Wände ihm kleben — Von Parteien, Parteien, und wieder Parteien — Worin sich die Neußer Bürger entzweien — Ihr Schornsteine meint, es hätte viel Geld — die Industrie gebracht in die Neußer Welt — Ob's Geld aber Neuß auch glücklich gemacht — Das habt ihr Schornsteine uns nicht gesagt — Ich hab's in den Jahren, seitdem ich bewache — Die Stadt und die Bürger vom hohen Dache — In Neuß viel schönere Zeiten gesehen — Als jetzt, seitdem die Kamine stehen — Drum sollt' ihr klumpfüßigen Schornsteinröhren — Von mir, dem alten Quirinus es hören: — „Nach Rechtsspruch wird nicht weiter verhandelt — Ihr habt das Neußer Panorama verschandelt" — Da stieg aus der Schornsteine tiefem Bauch — Zu Fülle ein grimmiger Qualm und Rauch — Er zog zum Münster der eckige Dampf — Und fordert St. Quirin heraus zum Kampf — Erst sah man ihn ganz von den Schwaden umgeben — Doch dann aus der Wolke den Speer erheben — Auf ihm in der Sonne von den hohen Zinken — Den Neußern zur Freude die Worte winken: — „Mit euch Schornsteinen wird nicht weiter verhandelt — Ihr habt das Neußer Panorama verschandelt!"

Geh. Sanitätsrat Dr. Johann Brohl †.

In dieser Zeit des Zankes und des Streites richtet man gerne den Blick auf solche Männer, die, fern der politischen Heerstraße wandernd, nur ihrem schönen Berufe der Nächstenliebe, der Hilfe und der Rettung von Menschenleben sich widmen.

Zu diesen Männern gehörte der Geh. Sanitätsrat Dr. Joh. Brohl, Oberarzt im St. Marienhospital zu Köln, der am 31. Mai d. J. im Alter von 62 Jahren nach längerem Leiden gestorben ist. Wenn wir im Sonntagsblatt seiner gedenken, so geschieht es, abgesehen davon, daß tüchtige und gute Menschen immer des Lobes würdig sind, auch deswegen, weil der Dahingeschiedene als seinen Geburtsort Stommeln, das Städchen nennt, das an der Grenze des Neuß-Grevenbroicher Kreises liegt.

Das St. Marienhospital, die Aerzteschaft und viele Familien, die in Krankheitsfällen sich um Hilfe an Dr. Brohl gewandt, beklagen in seinem Hinscheiden einen großen Verlust.

Am 5. Mai 1859 geboren, ward er nach abgelegtem ärztlichen Staatsexamen Assistent bei Professor Dr. Bardenheuer im Bürgerhospital und nach kurzer Tätigkeit im Krankenhause zu Bochum vom Vorstand des Kölner St. Marienhospitals im Jahre 1890 als Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Geheimrats Dr. Max Müller gewählt.

Es war für den verhältnismäßig jungen Arzt — er zählte eben 31 Jahre — keine kleine Aufgabe, an Dr. Müllers Stelle zu treten, dessen Name neben Bardenheuer als Chirurg jahrzehntelang in erster Linie genannt wurde, überdies das Marienhospital als Privatkrankenhaus damals unter der Leitung einer Reihe ausgezeichneter Präsidenten bei der städtischen Bevölkerung im höchsten Ansehen stand, und das mit einer Stiftung zu bedenken, fast jede vermögende Familie zu Lebzeiten oder durch letztwillige Verfügung als eine liebgewordene Ehrenpflicht erachtete.

Der Vorstand hatte Brohl zu seiner Freude einen lichten Operationssaal, ausgerüstet mit dem ganzen Reichtum, sowohl an Zahl, wie an Beschaffenheit erstklassiger chirurgischer Instrumente, zur Verfügung gestellt, und, unterstützt von der opferfreudigen Hilfe der von allen Aerzten hochgeschätzten Franziskanerinnen, fanden seine von den ersten Autoritäten anerkannten Fähigkeiten und sein unverdrossener Arbeitsdrang hier im St. Marienhospital ein großes und schönes Betätigungsfeld. Er oblag seinem Amte mit ganzem Eifer und solchem Erfolg, daß der Name Brohl sehr bald weit bekannt und der Besuch seiner Sprechstunde wie die Aufnahme von Patienten in seine Hospitalabteilung außerordentlich groß wurde. Er ging von Anfang an ganz in seinem Berufe auf.

Man traf ihn kaum auf andern Wegen, als zum Marienhospital und zu seinen Kranken, die ihn oft viele Stunden aus der Stadt nach allen Richtungen weit ins Land hinausführten. Um das politische Getriebe und um öffentliche Angelegenheiten, die nicht zu seinem Interessenkreis gehörten, kümmerte er sich wenig, umsomehr aber suchte er durch eifriges Studium sich auf der Höhe ärztlicher Wissenschaft zu halten und mit allen neuen Erfahrungen und Methoden der Chirurgie bekannt zu machen. Eine Erholung aber gönnte er sich. Ein großer Freund der Natur, durchwanderte er jedes Jahr im Hochsommer mit dem Rucksack vier Wochen lang die Berge und Täler Tirols.

Dr. Brohl war der Typ eines guten, gewissenhaften Arztes. Opferwillig, wie kaum ein zweiter, zu jeder Stunde des Tages und des Nachts bereit. Wie oft, wenn es sich um einen schweren Fall handelte, kam er Nachts mehreremale aus seiner benachbarten Wohnung zum Hospital herüber, um etwa noch nötige Anordnungen zu treffen und der wachthaltenden Schwester Verhaltungsmaßregeln zu geben. Es war sein Grundsatz, wie er einmal äußerte, „jeden Patienten, ob reich ob arm, zu behandeln, als wäre er sein eigener Sohn".

Ein solches Wort aus dem Munde Brohls, der sonst ein großer Schweiger war, galt deswegen um so mehr, als es der spontane Ausdruck seines selten sich äußernden tiefen Empfindens war. Es blieb das eben auch ein Vorzug, der Brohl als Arzt auszeichnete, seine Ruhe, Besonnenheit und Schweigsamkeit.

Wie manchmal, wenn ihm bei gefährlichen Operationen vor Anstrengung und dem besorgten Griff nach Nadel und Klammer, Messer und Zange, beim Unterbinden und Verbinden die Schweißtropfen auf der Stirne perlten, oder bei plötzlichen Unglücksfällen sofort eine Amputation oder ein chirurgischer Eingriff notwendig war, um dem schon in der Tür stehenden Tode noch Halt zu gebieten, und dann die Verwandten weinten und schluchzend die Hände rangen, stand er da, mit eiserner Ruhe, ohne jede Spannung in dem bleichen Gesichte, und doch zeigte die ganze Tätigkeit und die Behandlung des Patienten die tiefste Anteilnahme und wie viel ihm an der Heilung und Rettung des gefährdeten Lebens gelegen war.

Was er die letzten Jahre opferfreudig und selbstlos an Hunderten verwundeten Soldaten getan, die zur Zeit des Krieges ins Marienhospital kamen, und deren in Liebe sich anzunehmen, ihm deswegen eine besondere, wenn auch wehmütige Freude und Genugtuung war, als er selbst einen Sohn, einen zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Mediziner, im Kriege verloren hatte, und der gerade in dem Augenblick, wo er sich über einen von der Kugel getroffenen Freund beugte, von einer Granate getroffen wurde, soll ihm nie vergessen werden. Vielleicht liegt gerade in den Jahren dieser überangestrengten Tätigkeit die Ursache seines frühen Todes, einer Anstrengung, die um so größer war, als sich die Tätigkeit seiner Assistenten meist nur auf die Beobachtung seiner sicheren Hand beschränkte, da er aus Gewissenhaftigkeit und großem Verantwortungsgefühl auch nach der Operation die Behandlung seines einzigen Patienten aus seiner Hand gab.

Wie vertraut er mit dem Operationsmesser und wie gewandt er im Gebrauch desselben war, es war ihm doch kein liebes Instrument. Er griff erst zu ihm, wenn ihm keine andere Hülfe schien. Darum hatten die Patienten auch ein so großes Vertrauen zu ihm und konnten es haben, da er neben seiner chirurgischen Technik zugleich eine ausgezeichnete Diagnose besaß.

Zu früh ist dieser gewissenhafte Mann und tüchtige Chirurg dem Marienhospital, dem Kollegium der Aerzte und allen Kreisen der Kölner Bürgerschaft und Vielen in Stadt und Land entrissen worden. Die aber, die ihm Gesundheit und Leben verdanken, und alle, die zu ihm in Beziehung getreten sind, werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Merkwürdig: während die beiden Chirurgen, die das St. Marienhospital seit der Zeit seines Bestehens gehabt, Müller und Brohl nun schon die irdische Ruhestätte gefunden, kann die älteste Franziskanerin des St. Marienhospitals, die gute, stadtbekannte Schwester Stanislaus, die in der langjährigen Wirksamkeit der beiden Doktoren bei den Operationen bis in die letzte Zeit deren rechte Hand und treue Hilfe gewesen, vom Fenster aus auch noch diesem Leichenzuge nachsehen und sich des Spruches erinnern:

Alles wandelt, alles geht,
Nur der Wechsel hier besteht,
Die kurze Zeit, sie rüttet aus,
Muß bald wandern aus diesem Haus!
Der, dem oft es wollt gelingen
Selbst den grausen Tod zu zwingen,
Muß, wie alles hier auf Erden
Einmal seine Beute werden.

Von der Wertschätzung des Dahingeschiedenen legte die außergewöhnlich große Teilnahme an den Exequien und dem Begräbnis ein schönes Zeugnis ab. Als wir die große Zahl der Aerzte überblickten, die hinter dem Leichenwagen herschritten, ihrem Kollegen das letzte Geleite zu geben, da kam uns der wehmütig und traurig stimmende Gedanke: Wie viel Mühe hat der Verstorbene sich während der Zeit seiner ärztlichen Praxis um die Rettung auch nur eines einzigen Menschenlebens gegeben, und alle die Männer seines Standes, die dort gehen, in gleicher Weise. Wie viele Millionen Menschenleben aber hat der mörderische Krieg wie Halme auf dem Felde dahingemäht, und wie viele hat die zur Brutalität ausgeartete Revolution, gerade wie es vor Zeiten bei der französischen Revolution geschehen, im Ruhrgebiet niedergeknallt. So auf der einen Seite dieses wohltuende Bild edler Humanität, und auf der anderen Seite dieser Völker- und Klassenhaß mit all den niederen Leidenschaften, die ihn entzündet haben. Man faßt sich an den Kopf und fragt: Wo sind denn die immer so stark betonten und hochgepriesenen Fortschritte der Kultur? Statt dessen diese Barbarei! Und was mag uns wohl noch bevorstehen? Es ist nicht schön mehr auf diesem Erdenball, wo der Haß und der Hader die Himmelstochter, die Liebe, verscheucht hat, so daß man wohl mit dem Dichter sagen möchte:

Ach, wie glücklich sind die Toten!

Schon ist der Leichenzug nahe bei Mielaten, dem wundervollen Kölner Friedhof. In die Gruft wird der edle Tote gesenkt zu den vielen, die dort ruhen. Bei fast allen diesen hat am Kranken- und Todesbett ein Arzt gestanden. Hier findet jeder der letzteren seine Gemeinde wieder. Mögen Aerzte und Patienten ruhen im Frieden.

An dieses Gartens stillen Grund
Wie denke ich so gern,
Wenn Haß und Liebe wirr und bunt
Umzieht den Erdenstern.

Wenn rätselhaft gar oft erscheint
Des Lebens Nacht und Licht;
Das kurze Menschenaug' oft meint
Gott führte zwei Gewicht'

Da schließ ich schnell mein Auge zu,
Den Garten sucht mein Geist;
Der Erdentag, aus Grabesruh
Die wahren Ziele weist.

Der Alpenwald.

2)

Eine Erzählung von Jakob Frey.

„So wenig als du noch den Sommervögeln," erwiderte Sepp heiter; „aber mir ist heim Vorschlag schon recht. Ich will bloß noch meinen bärtigen Kühen Heu aufstecken und die Schnitzerei holen, dann kommen wir. Sorg' nur für große Platten, du weißt, ich hab' gottlob gesunden Appetit." —

Die Abrede wurde getreulich eingehalten. Nach kaum einer halben Stunde kamen Sepp und Aenneli die neueröffnete Schneebahn herüber zu Steinbergers gegangen. Aenneli brachte den Rocken mit; aber Sepp trug neben der Schnitzerei noch einen umfangreichen Topf unterm Arme. „Ich habe da noch so ungefähr ein Dutzend eingebeizter Schmuhühner," sagte er, denselben auf den Tisch stellend; „die Kleine kann sie den Mägden auf den Mittag braten helfen. Ins Tal hinunter bring' ich sie bei dem Schnee doch nicht zum Verkauf." —

Das war wieder einer der vielen stillfrohen Tage, wie die auf der Hinteralm oft wochenlang Eingeschneiten sie gemeinsam zu verbringen pflegten. Die Mägde mit Aenneli spannen; die Knechte lungerten, nachdem sie das Vieh besorgt, um den Ofen herum und hörten mit dem